

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 90.

Sonntag, 18. April.

1915.

Herrscher des Ozeans.

Novelle von Marcello Rogge.

Nachdruck verboten.

55° 10' n. Br., 8° 14' w. L.

Die „Britannic“, einer der Riesenschiffpassagierdampfer der „White-Star-Line“, durchfuhr mit ihrem ungeheueren Kiel in gleichmäßiger Schnelligkeit die hier wenige Seemeilen von der Küste in langen Zügen dahinrollenden Wogen des Atlantik.

Sie war vor sieben Tagen von New York ausgefahren, und so hatte ihre Ozeanfahrt volle vierundzwanzig Stunden länger beansprucht als in Friedenszeiten. Früher wäre diese Verspätung vermutlich ein Grund ehrlicher Enttäuschung gegen den Kapitän gewesen, denn die Dollar- und Pfundmillionäre, die es sich leisten konnten, diesen Luxusdampfer zu benutzen, huldigten alle dem Grundsatz „Zeit ist Geld“, und für einen neuen Schnelligkeitsrekord hätten sie gern ihr Leben gelassen. Heute brauchte kein „Rekord“ mehr gehalten oder gar geschlagen zu werden. Die „Britannic“ konnte ungestört das so vielbegehrte „Blaue Band des Ozeans“ als ihr eigen betrachten. Deutschland, ihr gefährlichster und erfolgreichster Rivale, war vorläufig unschädlich gemacht. „Imperator“ und „Waterland“ vermochten ihre sicheren Häfen nicht zu verlassen, und stolz trug die „Britannic“ den „Union Jack“ über den Ozean.

Trotz dieser unbestrittenen Herrschaft über das ewige Meer hatte der unbefleckte Schutzherr des Atlantik ihr in diesen sieben Tagen nicht günstig gelächelt. Schwere Stürme hatten die grünen Tiefen aufgewühlt, daß sich der Riesenkörper ausbaumte wie ein Fieberkranker und in den stählernen Fugen ächzend von einem Wellental in das andere taumelte. Furchtbare Sturzseen waren bis auf das sechste Deck hinaufgebraust, und ungeheure Massen Wassers und weißer schäumender Gischt waren selbst über dem kleinen Turm, zehn Meter oberhalb der dreifach erhöhten Kommandobrücke, zusammengebrochen, wo der Funkentelegraphist Ben Griffith seinen lustigen Platz hatte. Tag und Nacht hatte Ben dort oben Wache gehalten. Tag und Nacht spielten die knisternden Funken über ihm im schlanken Antennenmast, tickte und zuckte es in dem empfindlichen Hörapparat.

Nach mühsamer Überwindung der gefährlichen Vidal-Wänke kam die „Britannic“ endlich in gemäßigtere See, und es schien, als reckte sich der riesige Körper nach diesem tosenden Kampf mit Wind und Wetter, und der „Union Jack“ droben schien zu prahlen, daß er Sieger selbst über die furchtbaren Mächte der Natur geworden sei.

„Britannia rules the waves“ klang die Weise des Schifforchesters aus der großen Glashalle des Wintergartens auf dem dritten Promenadendeck, wo die Passagiere der 1. Klasse ihren Nachmittags-tee einnahmen. Ein Schwirren und Mäuschen von hundert Stimmen und verschiedenen Lauten, ein Begrüßen und Fragen ging von Tisch zu Tisch und mischte sich mit der Musik und dem leisen Geflirr der Silberlöffel und gläsernen Tassen. Man konnte so recht erkennen,

wie alles aufatmete nach den letzten hängen Tagen. Auch die Damen waren zum Teil wieder erschienen, vielleicht ein wenig blässer als sonst, doch anmutig und mit wirkungsvoller Grazie die letzten Schöpfungen der Pariser Mode zur Schau tragend, — wie im Frieden.

Richtig, man hatte hier ja fast vergessen, daß die Welt in Kriegszeit lebte. „Britannia rules the waves“, — man fühlte sich so sicher. Krieg gab es ja zwar — drüben auf dem Festlande. Man merkte es wohl zuweilen auch hier. Manche bekannten Börsenkönig konnte man mit gesuchter Stirn ruhelos im Rauchzimmer auf und nieder schreiten sehen, manch kleinen Kreis noch in später Stunde beobachten, in dem schon ein wenig zerknirschend die bange Frage aufgeworfen wurde, ob Englands Macht wirklich so unverwundbar sei, und die „damned Germans“ nicht doch... Aber jetzt im Wintergarten zwischen blühenden Rosenbüschen, schlanken Anefarien und breitblättrigen Palmen vermochte man von solchen Sorgen einzelner nichts zu merken. Das letzte Markonigramm hatte ja gelautet: „London: Business as usual“, — Geschäft wie gewöhnlich, — das war die Hauptsache.

„Britannia rules the waves“, sumnte Ben Griffith leise mit. Die ihm vertraute Melodie des Liedes trug der Seewind bis zu seiner einsamen Warte hinauf, denn er hatte zum ersten Male wieder die breiten zollviden Scheiben seiner Kabine geöffnet und schaute nun mit scharfem Glase den endlosen Horizont ab. Weit ganz in der Ferne zeigte sich wie ein feiner, kaum sichtbarer grauer Strich Land. Die Thorj-Inseln, hinter denen die Küste Irlands aufsteigen mußte.

„Tak, tak-tak, tak-tak-tak“ ging es im Apparat. Der dreimalige Anruf zeigte an, daß eine Landstation sprechen wollte. Griffith schloß gleichmütig die Scheiben und band sich den Hörer um. „Tak, tak-tak-tak, tak-tak-tak.“ Griffith notierte: „London: über Savre wird gemeldet, siegreicher Vorstoß der Franzosen im Norden. Im Elsaß ging 10. Armee bis Metz vor. — „Gavas“ meldet: Französische Flieger bombardierten Köln und Mainz. Köln ein Flammenmeer. Sechs Zeppeline zerstört. Kopenhagen meldet: Graf Zeppelin verübte Selbstmord. — Tak-tak, tak, tak-tak. — König Albert teilt mit, daß spätestens in einem Monat Antwerpen und Brüssel von Deutschen gesäubert. Joffre beglückwünscht Zaren. Zar beglückwünscht König Georg. — London: Landung an deutscher Küste gelang. Näheres noch nicht bekannt. Deutschland durch Hunger entmutigt. — Kaiser jagte: England Deutschlands Tod. Reuter. Arrrrr, tak-tak, rrrr, tak, tak-tak.“ Eine Störung im elektrischen Feld. Längere Zeit vermag Griffith nichts mehr zu hören. Mit flinker Hand rollt er den beschriebenen Bogen, fügt ihn einer Kapsel ein und läßt ihn nach unten gleiten. Im Sekundum des „Word-Journals“ warten schon geschäftige Hände, die neuesten Nachrichten zu drucken, um zur Dinerstunde den Passagieren der 1. Klasse die neuen großen Erfolge

der Verbündeten getreulich nach Reuter und Sabas vorzusehen.

Wieder schnarrt es im Hörer. Die Stationen haben gewechselt. Malin Head auf Irland meldet sich dringend: „Marine-Amt London: Fahrstraße nordwestlich der irischen Küste gefährlich. Deutsche Minen. Vorsicht geboten.“ — Von „Bloody Foreland nord-nordwestlich U. U. U.“ — — — — — Wieder eine Störung. Zehnmal der gleiche Buchstabe „U“. Ben zuckt die Achsel. Anfrage. Keine verständliche Antwort. Er legt den Hörer ab und telegraphiert die letzten Nachrichten nach der Kommandobrücke. Skottwell, der erste Offizier, bringt die Meldung dem Kapitän. Einen Augenblick schauen die beiden Männer sich an. „Damned Germans“, entschloß sich es dem alten Seebären, „bei den Thorns sank am 27. Oktober die „Audacious“. Hol mich der Teufel, Skottwell, die verdammten Deutschen!“

„Britannia rules the waves“, klang es auf Verlangen in der Halle des Promenadenbalkons noch einmal, und begeistert sang alles mit. Deutlich vermochte man die gedehnten Laute der zahlreich mitreisenden Franzosen hindurch zu hören. Ein beweglicher kleiner Herr, der bekannte Pariser Börseier Monsieur Pichou, stieg auf einen Stuhl, zog eine französische und englische Fahne aus der Tasche und hielt eine flammende Rede an seine „englischen Brüder“, die in einem wirkungsvollen Entrüstungsschrei gegen die „deutschen Barbaren“ ausklang.

Die „Britannic“ hatte währenddessen ganz plötzlich ihre Fahrt auf ein Drittel verlangsamt. Wie eine müde Schnecke kroch sie jetzt durch die breiten blaugrünen Wogen, über die sich mit Eintreten der Dämmerung immer dichter und dichter schwere Nebelschwaden legten.

Die Gesellschaft im Wintergarten, die soeben aufbrach, um sich für das Abschiedsdinner vorzubereiten, denn am nächsten Tage in der Frühe sollten die meisten in Velfast das Riesenschiff verlassen, merkte von diesem bedenklichen Zeichen nichts. Die allgemeine Begeisterung hatte selbst auf den sonst so kühlen Engländer gewirkt, und als Mr. Herrymann mit seiner jugendlichen Frau etwas asthmatisch keuchend den Faehstuhl betrat, der sie auf das Kabinendeck führen sollte, glänzte sein glattrasiertes rotes Epikureergesicht vor Zufriedenheit. Ethel, die solchen Patriotismus an ihrem Mann nie vermutet hätte, schaute ihn erstaunt an. „Denke dir nur, Ethel, wenn wir diese Deutschen ein für alle Male besiegt, wie herrlich wäre das, wie groß! — Ich glaube es sicher, daß wir siegen werden, Ethel, — ich glaube es sicher.“ Er hatte erregt ihre seine weiße Hand ergriffen, und sie entzog sie ihm diesmal nicht, wie sonst vielleicht. Eine ihr unbekannte Sympathie erwachte plötzlich in ihr für diesen Mann, den sie nicht nur nicht lieben gelernt hatte, sondern in seiner fast brutalen Weltlichkeit sogar zuweilen haßte, wäre er nicht der Vater ihres Kindes gewesen. Es gab also doch noch einen Funken von Gefühl in diesem feelenlosen Genießer.

Sie waren an der Kabine angelangt. „Wir treffen uns nachher im Speisesaal, George“, ihre Stimme hatte etwas ihr selbst unbewußt Warmes angenommen. „Also, England wird siegen. . . . Ist es nicht herrlich, in solcher großen Zeit zu leben. . . .“ Mr. Herrymann aber schaute schon nach der Treppe, die zur Bar hinaufführte. „Ja, es ist herrlich, Ethel. Hast du das Telegramm gelesen? — Business as usual schon heute. Es wird viel zu verdienen geben, mein Liebling.“ Vergnügt sich die Hände reibend, schritt Mr. Herrymann den Gang hinunter.

Die junge Frau aber hatte die Tür hinter sich geschlossen. Ihre Arme fielen schlaff herab und ihr feiner Kopf hatte sich jäh gesenkt. Das war also die letzte Enttäuschung. — Business as usual. — Ethel lachte herb auf. Dann fuhr sie sich einige Male über die Stirn, bevor sie leise in die Nebentabine schlich, in der eine kleine rotverhangene Lampe ein trankisches Licht

verbreitete. Die Jase erhob sich, und Ethel trat an das Bett, aus dessen weißen Kissen ein blonder Kinderkopf hervorschaute. Die kleinen Wäckchen des Kindes waren rot, röter, als es der Mutter lieb sein mochte, und die blauen Augenlein schauten Ethel halb ängstlich, halb fragend groß an. Die junge Frau beugte sich liebevoll hinunter, aber das Kind wandte sich unruhig in den Kissen hin und her. „Was sagte heute der Arzt? — Wie steht es mit dem Fieber bei Elsie“, wandte sie sich besorgt an die Wärterin. „Es geht bedeutend besser, Mrs. Herrymann“, gab diese ebenso leise zur Antwort, „in einigen Tagen werden die Folgen des schrecklichen Seeganges bei Elsie ganz vorüber sein.“

Wie befreit atmete die junge Mutter auf und strich lieblosend zart über das blonde Köpfchen, bis das Kind sichtlich ruhiger wurde und die Augen schloß.

(Fortsetzung folgt.)

22 = Lesefrucht. = 22

Jeder anständige Mensch ist durch das Gefühl der Pflicht gezwungen, nach Maßgabe seiner Kräfte in den großen Kampf einzugreifen, darin seinen Mann zu stellen und trotz Elend und Überdruß auszuhalten auf seinem Posten.

Job. Scherr.

Eine Forschungsreise in das Innere Neu-Guineas.

Einen Bericht über seine Forschungsreise zum Studium des Fly-River in Britisch-Neu-Guinea erstattete Sir Rupert Clarke, der jetzt nach London zurückgekehrt ist, um in Heeresdienste zu treten. Sehr wenige Weiße sind bisher zu dem Oberlauf dieses Flusses vorgedrungen. Im Jahre 1890 erreichte der damalige Gouverneur von Britisch-Neu-Guinea, Sir William Macgregor, einen Punkt, 950 Kilometer aufwärts von der Mündung des Fly-River, und fertigte eine genaue Karte des Laufes bis dahin an. Clarke drang über die Stelle, wo sich der Fly-River mit dem Strickland-River vereinigt, hinaus und kam gegen 35 Kilometer über die äußerste Grenze der von Macgregor erforschten Gebiete hinaus. Er war auch der erste Europäer, der den Mount Donaldson dicht an der Grenze des deutschen Kaiser-Wilhelms-Landes bestieg. Von 4 Weißen und 30 Eingeborenen begleitet, führte Clarke den größten Teil seiner Reise in einer Dampfbarasse aus; er hatte auch ein kleineres Motorboot mit, um mit ihm den Fluß weiter hinauf zu kommen. Am 10. Mai 1914 verließ die Expedition Port Moresby, kam am 16. in den Fly-River und fuhr nun fast 800 Kilometer den Strom entlang, worauf die Reisenden ausstiegen und sich näher mit den Eingeborenen bekannt machten, die vorher noch niemals Weiße gesehen hatten. Die Eingeborenen begegneten den fremden Männern gänzlich feindlich; es waren schön aussehende Gestalten, durchschnittlich über 6 Fuß hoch und gut genährt. Als sie sahen, daß die Weißen nichts Böses beabsichtigten, benahmen sie sich freundlich. Die Sitten dieser Wilden von Neu-Guinea sind höchst bemerkenswert. Die Stämme zerfallen in einzelne Gemeinden, die ganz verschieden groß sind und von 5 oder 10 Familien bis zu 1000 Personen umfassen. Die Leute in den unteren Gebieten des Flusses und in der Nachbarschaft von Strickland sind sehr wild und kriegerisch, und sie beherrschen augenscheinlich den ganzen Fluß. Die anderen Eingeborenen sind ihnen tributpflichtig. Zaubererei, die sie Kuri-Kuri nennen, spielt bei ihnen eine große Rolle, und ihre Zauberer töten durch Suggestion.

„Von keinem Mann glaubt man, daß er eines natürlichen Todes sterbe“, erzählt Clarke. „Der Zauberer verkündet ihm, daß er sterben muß, und er stirbt dann sofort. Es mag dabei nicht immer Hypnotismus im Spiel sein. Wenn z. B. einem Manne vorhergesagt wird, daß er am Vif einer Schlange sterben wird, so ist es nicht schwierig, man auch diese Todesart herbeizuführen. Wenn ein Krieger gestorben ist, so müssen seine Verwandten einen Schädel gewinnen, damit sein Geist darin in Frieden ruhen kann. Sie ziehen also zu diesem Nordgeschäft aus und holen sich den Kopf von dem nächsten Stamme, den sie überfallen können. Es ist gleichgültig, ob

es der Kopf eines Mannes, einer Frau oder eines Kindes ist. Diese Wilden treiben keine Vielweiberei und schützen ihre eigenen Frauen, aber die Frau eines andern Stammes zu töten, gilt ihnen nichts. Wenn der Kopf erobert ist, wird die Haut abgezogen, das Fleisch abgeschabt und der Schädel mit Lehm ausgefüllt. In die Augenhöhlen werden Muscheln getan und der Schädel über einem Feuer geräuchert, um ihn zu konservieren. Die Mädchen heiraten keinen Mann, der nicht eine Anzahl Schädel sein eigen nennt und wenigstens einen andern Mann mit eigener Hand im Kampfe getötet hat. Wenn ein neues Haus gebaut wird, so muß der Herr dieser neuen Wohnung vorher auf den Menschenmord ausziehen, denn die Pfosten der Haustür müssen mit frischem Menschenblut besprengt werden. Diese schändliche Art der Kriegsführung hört nie auf, denn es gibt im Leben dieser Wilden zu viel Anlaß zum Mord, und der angegriffene Stamm muß wieder Rache nehmen. Wir sahen auf unserer Fahrt am Fluß selbst nur wenige Eingeborene, besonders am oberen Flußlauf. Die schwächeren Stämme sind wahrscheinlich hinter die Hügel vertrieben worden. Die beständige Furcht vor plötzlichen Angriffen hat auf die Form des Häuserbaues in bezeichnender Weise eingewirkt. Diese Wilden sind Baumbewohner; sie legen ihre Wohnungen in den Bäumen an, und zwar werden die Häuser auf 50 bis 60 Fuß hohen Gerüsten in dichtes Laub eingebaut und geschickt versteckt. Es sind stattliche Hütten, deren Dächer aus Palmwedelblättern mit den Baumkronen in Eins verschmelzen. In den Wänden sind Löcher gelassen, damit durch sie mit Pfeilen auf den Feind geschossen werden kann, und ebenso sind im Fußboden Löcher angebracht, durch die Steine auf die Köpfe der Feinde geworfen werden. Die Krieger tragen eine Art von Bambuspanzer, durch den kein Pfeil hindurch dringt und der wohl auch eine Kugel abhalten könnte. Die Pfeile, die sie verwenden, sind 5 Fuß lang und werden von mächtigen Vögeln geschossen, die Weiße kaum spannen könnten. Ich sah einen Mann mit einem solchen Vogen auf eine Entfernung von 200 Meter einen Pfeil in ein Ziel bohren. Die Flußleute haben sehr gute Kanoes von 20 bis 60 Fuß Länge, mit denen sie mühelos mit unserer 10 Kilometer in der Stunde zurücklegenden Barasse mitkommen konnten. Sie bemalen sich mit Lehm, Farbstoffen und Holzkohle. Wir sahen häufig in einem Boot einen Mann gelb angestrichen, einen andern rot, einen dritten blau und einen vierten weiß. Diese Farben sind alles, was sie an sich haben; irgendwelche Kleidung tragen sie nicht. In der Gutmündung des Dulu-Miaer in den Jth-Müer sah ich Clarke sein Hauptlager auf und bestieg von hier aus den Mount Donaldson, dessen Höhe er mit 2200 Fuß feststellte. Als er dann den Fluß weiter hinauf fuhr, konnte er mit dem Dampfboot nicht weiter, suchte mit einem Bambusfloß durchzukommen, aber Klippen und Untiefen stellten sich ihm entgegen, so daß er schließlich mehr als 300 Kilometer von der Mündung entfernt die Weiterfahrt aufgeben mußte. Die Ufer waren große Sümpfe, in denen man ebenfalls nicht vorwärts kam. So beehrte die Expedition denn um und erreichte auf der Rückreise am 4. Juli Daru.

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Betrüger in Khali. In Pittchener's Armee befinden sich auch manche recht zweifelhafte Elemente, und es ist daher nicht verwunderlich, daß diese ihre Uniform zu Betrügereien mißbrauchen. Wegen die Schwindelkünstler von Soldaten sehen sich englische Blätter sogar schon genötigt, Warnungen zu erlassen. Sehr bezeichnend ist ein Fall, der dieser Tage das Londoner Polizeigericht beschäftigte: Joseph Henry Orchard war bei einer Meseriebatterie der Feldartillerie eingestellt und verschwand, nach der späteren Aussage seiner Verwands, am 5. März plötzlich ohne Urlaub von seinem Regiment. Von da an trieb er sein Unwesen am Victoria-Bahnhof, wo er in voller Uniform die Vorübergehenden anbettelte. Eines Tages wurde er von einem älteren Herrn erbllickt, als er mühsam an einem Stock daher gehinkt kam. Er schien große Schmerzen zu haben und sich kaum mehr aufrecht halten zu können. Der Herr, der natürlich glaubte, einen verwundeten Soldaten vor sich zu haben, hatte großes Mitleid und riet ihm an, Krücken zu gebrauchen. Der arme Soldat aber sagte, daß er nicht

genug Geld hätte, um sich solche zu kaufen. Der Wohlthäter ging mit ihm in ein Geschäft und schenkte ihm Krücken. An diesen humpelte Orchard von da an umher, oft von einem kleinen Hunde begleitet, den er seinen Kameraden aus dem Schützengraben nannte. So traf ihn eine Dame, die sich des armen Vaterlandsverteidigers erbarmte und für ihn einen Krankenwagen mietete, in dem er als hilfloser Invalid, das linke Bein mit einem Verband umhüllt, im Zoologischen Garten herumgeführt wurde. Eine andere Dame hörte durch ihre Diensthoden von dem armen verwundeten Soldaten und ließ ihn zu sich kommen. In einem Lehnstuhl, bequem in Kissen gebettet, erzählte er ihr und ihrem Mann seine traurige Geschichte, wie er bei La-Bassée seine schwere Verwundung davongetragen habe, daß er drüben aus dem Lazarett entlassen worden sei und nur noch in St. George's-Hospital täglich seine Wunden nachsehen ließe. Er habe auch sehr viel abgenommen, und um das zu beweisen, zeigte er, daß seine Kleidung ihm viel zu weit sei. Eine ganze Woche hindurch beglückten die beiden mitleidigen Zuhörer sein Unterkommen in einem Soldatenheim und gaben ihm außerdem alle Maßzeiten und allerlei Stärkungsmittel. Orchard erhielt neue Unterwäsche und noch eine schöne Portion Tabak. So gut ging es ihm, bis der Verdacht der Diensthoden erwachte. Seine Schwindeleien wurden entdeckt, man holte die Polizei, und er wurde verhaftet. Seine vielen Wohlthäter mögen recht erkannt gewesen sein, als sie hörten, daß ihr Schützling in Khali nie an der Front gewesen ist und daß beim Abnehmen des Verbandes ein ganz gesundes Bein zum Vorschein kam.

Bei der Pariser Wahrsagerin. Niemals haben die Pythias von Paris so viel zu tun gehabt wie jetzt; in den üppig ausgestatteten Salons der Madeprophetinnen und in den engen dunklen Zimmern der Wahrsagerinnen für die armen Leute drängen sich die Kunden in Scharen. Früher kamen die Frauen mit der einen einzigen Frage: Liebt er mich oder liebt er mich nicht? Heute wollen sie wissen, ob der Bräutigam oder Mann, der Vater oder Bruder im Felde, von demen sie seit langem nichts mehr gehört haben, noch leben oder tot sind. Im „Temps“ wird der Besuch bei einer Wahrsagerin des Armentvierels und bei einer vornehmen Pythia geschildert: „In der Rue de Montmartre wohnt eine dieser Priesterinnen der Zukunft zwischen einer Bäckerin und einem Fischhändler. Durch den langen dunkeln Korridor drängen sich die Frauen nach diesem unaussprechlichen schmutzigen Tempel. Köchinnen und Arbeiterinnen, kleine Verkäuferinnen, deren billige Kleidung viel Anmut verrät. Feierlich wie in eine Kirche treten sie ein, und alle scheinen sie sich Hoffnung zu holen, denn ihre Blicke sind heller und heiterer, wenn sie sich durch die enge Türe wieder herausdrücken. Das Geheimnis dieser Prophetinnen ist, daß sie stets das Schicksal der künftigen Tage etwas rosig färben, denn dadurch fesseln sie ihre Kundinnen an sich, und wenn dann der Zweifel kommt und die Ungewissheit sie zermartert, dann kaufen sich diese armen Frauen wieder für 40 Sous ein wenig Hoffnung und guten Mut. Die Geschäftstätigkeit dieser Trostverkäuferinnen ist groß, und sie preisen ihre Gaben in den Zeitungen an. Eine von ihnen zeigte z. B. dieser Tage an, daß sie „nicht aus den Karten lieft, sondern hellsehend ist auf den ersten Blick.“ Im besseren Französisch, mit gepflegteren Manieren, in einem eleganten Hause und hübsch ausgestatteten Zimmern liegen andere dem gleichen Geschäft ab. Sehr aufständische Leute, die mit einem Hohlnächeln auf die Ausbeutung der Leichtgläubigkeit der Armen blicken und die schlaun „Wunderkünstlerinnen“ von Velleville und St. Denis für gemeine Schwindlerinnen erklären, opfern mit unerschütterlicher Überzeugung Goldstücke diesen prächtig gekleideten Prophetinnen, die sich vor allem auf die Aufmachung verstehen. Der Wert einer Prophezeiung wird hier nach der Höhe des Preises gemessen. Und doch sind alle diese Orakel der Reichen und der Armen gleich viel wert. Aber wir wollen nun einmal unter bestimmten Formen betrogen werden, und die Lüge muß nach unserem Geschmack gekleidet sein. Seien wir also nicht zu unbulldsam gegen diese modernen Betrügerinnen der Sphinx, selbst wenn die Sphinxen die Lüge und die Sprache eines häßlichen alten Weibes haben!“

Schach

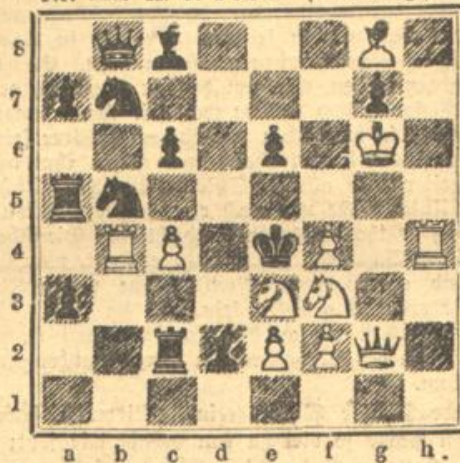
Alle die Schachzettel betreffenden Zuschriften sind an die Redaktion des „Wiesb. Tagblatt“ zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen.
Organ des Schachvereins Wiesbaden.
Redigiert von H. Disenbach

Wiesbadener Schachverein. Spielgelegenheit Samstags- und Mittwochsabends im Café Maidaner in der Marktstrasse.
Hauptspielabend: Samstags.

Wiesbaden, 18. April 1915.

Schach-Aufgaben.

Nr. 324. A. J. Fink. (Voss. Ztg.)



Matt in 2 Zügen.

Eine äusserst feine Aufgabe!

Nr. 325. Hofrat J. Berger.

Kc1, Dh8, Lg3, Sa4 e1, Bd5 f4 g5. —
Ke3, La2, Bc2 c4 d6 d7 g4. — Matt in 3 Zügen.

Berichtigung. Die Aufgabe 323 von Pfarrer Hülsen ist nicht richtig wiedergegeben. Der weiße Springer b7 muß nach b2 versetzt werden.

Partie Nr. 120 (abgelehntes Damengambit).

Gespielt im kleinen Turnier des Wiener Schachklubs
März 1915.

Weiß: Dominik	Schwarz: Reti
1. d2-d4	25. Dc2-c4†
2. c2-c4	26. Sd2×c4
3. Sg1-f3	27. e3-e4†
4. e2-e3	28. Td1×d8†
5. Lf1-d3	29. Tc1-e1
6. 0-0	30. Sc4-c3
7. Sb1-d2	31. Te1-d1
8. a2-a3	32. Se3×d1
9. d4×c5	33. Lb1-a2
10. b2-b4	34. Sb1-c3†
11. Lc1-b2	35. Lb2×c3
12. h2-h3	36. La2-d5
13. Dd1-b3	37. Sh2-g4
14. Sd2×c4	38. e4×d5
15. b4-b5†	39. d5-d6†
16. Ta1-c1	40. f2-f4†
17. Ld3-b1	41. f4×e5
18. Db3-c2	42. Sg4×f6
19. g2-g4†	43. Kg1-f2
20. g4-g5	44. Sf6×h7
21. g5×h6	45. d6-d7
22. Sc4-d2	46. Sh7-f6
23. Sf3-h2	47. Sf6-e4
24. Tf1-d1	

1) Nach e5 darf natürlich der Springer nicht wegen 13. S×e5, S×e5; 14. L×e5, L×e5; 15. L×h7†, K×h7; 16. D×h5† nebst 17. D×e5. — 2) Jetzt schon zeigen sich die bösen Folgen des verfehlten Springermanövers; Schwarz kann nicht 15. ... Sa5 spielen wegen 16. Dc3. — 3) Droht 20. g5 und Dc3. — 4) Die einzige Chance von Schwarz; auf 20. ... f×g folgte 21. S×e5, L×e5; 22. S×e5, b6; 23. S×g6 und gewinnt. — 5) Ein interessantes Spiel hätte sich nach 23. ... L×f1 ergeben. 24. D×c5, Lb6; 25. La2†, Kh8; 26. D×e5†, Ld8; 27. Se4† und gewinnt. — 6) Nötig, um dem Springer das Rückzugfeld zu verschaffen.

Auflösungen:

Nr. 320 (3 Züge). 1. Tg7, K×g7, 2. T×e7+; 1. ...
2. Tf7+
Nr. 321 (2 Züge). 1. Sdb2.

Richtige Lösungen sandten ein: F. S., Dr. M., J. K., Max Deubert u. Bdr. zu beiden Aufgaben, zu Nr. 221 auch Paul Zimmermann in Wiesbaden.

Rätsel-Ecke

Der Nachdruck der Rätsel ist verboten.

Worträtsel.

Das Erste ist von Feinden bedroht,
Nun greift der dritte zur Zweiten,
Die Lösung ist: Sieg oder Tod!
Fest steht im blutigen Streiten!
Auch wieder jetzt im Ehrenglanze
Zeigt sich der treuerprobte Ganze.

Gruppenrätsel.

breit, dashe, deutsch, dtrug, dzuer, enskä, erein, erwel
esvolk, estad, fried, hndie, htdci, ildes, lerkü, lugun, mein
mpfen, ngenh, nmein, nnege, nflug, ochüb, olkdu, ringe
schwü, tvoll zurso.

Diese Buchstabengruppen sind so zu ordnen, daß sie in sinngemäßer Abteilung einen Vers ergeben.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 167.

Bilderrätsel: Bombardement von Antivari. — Abstrich-
rätsel: Schlacht in Masuren. — Rätsel: Eisack. — Zahlen-
rätsel: Bukowina, Union, Kakao, Obi, Wink, Iwan, Nabob, Anna.

Für die Kinder.

Die Auflösung der Knacknuß in der letzten Nummer der „Illustrierten Kinder-Zeitung“ des „Wiesbadener Tagblatt“ lautet: Es waren 36 Personen im Kassenraum des Theaters. Die doppelte Zahl von 36 = 72, die Hälfte von 36 = 18 und $\frac{1}{4}$ von 36 = 9. $72 + 18 + 9 = 99$ und der Theaterdiener = 100. Richtige Lösungen sandten ein: Carl und Herder Ammon, Lucie Arndt, Frieda Aktuarius, Anna und Adolf Berger, Santa Beckel, Alexander Bölling, Walter Becker, Ernst Blankenbach, Rosel Bleichenbach, Hermine Baltz, Hansi Boehlke, H. und D. Kaufmann, Erich Casar, Ludwig Dudensing, Walter Degen, Heinrich Dernbach, Fr. Deuser, Luise Dillenberger, Willi und Herda Egenolf, Johann Ettingshausen, Fritz Fischer, Fritz Gonnermann, Auguste Gunkel, Erna Greiml, Auguste Gangloff, Johanna Geiß, Fritz Gärtner, Karl Hölzer, Otto Höppner, Erich Heuer, Paul Huck, Joseph Höflich, Fritz Herrlein, Irene Hofmann, Fritz und Elisabeth Honsack, Liselotte Jüres, Willy Judé, Karl und Kurt Kusenberg, Margarethe Knoch, Fritz und Irmgard Kochs, Adam Kraft, Max Kamentzky, Martha und Alfred Küster, Horst Kunz, Abonnent Kraft, Liselotte Lehmann, Geschwister Laaf, Alice Landsberg, Otto Lathe, Karl Lückemeyer, Tilly Link, Heini Mai, Heinrich Meinecke, L. Machenheimer, Marie Neeb, Anna Petrig, Walter Peisker, Elinor und Hildegard Petitjean, Toni Pistor, Lili Ratner, W. und E. Ritter, Alexander Salm, Karolina Schipper, Hans Schaefer, Gustel Scheurer, Fritz Schink, Erna Scheuermann, Sofy, Christian Spitz, Max Staub, Dolf Sternberger, Alfred Securius, Heinz Stöltzel, Ludwig Trupp, Fritz Söpel, Eugen Vondram, Artur und Wilhelm Wintermeyer, eine 75 jährige Wiesbadenerin, Hugo Würge, Else Waldert und Frieda Zimmermann, sämtlich in Wiesbaden, sowie Anita Büchner, Quartaner Willi Crezelius, Mariechen Duchstrin, Ottilie Ruß, Emma Römer, Karl und Elfriede Schröter und Mariechen Schnitzer in Biebrich a. Rh. (Waldstrasse), Luischen Zahn in Rambach, Karl Brandt in Sonnenberg, Karl Stein in Erbenheim, Minna Weler in Schierstein, Willi Deichsel, Joseph Kahn, Minna Mayer und Olga Teig (Wenn die Aufgabe gut ist, wird sie gebracht!) in Bierstadt, Adele Neus in Rüdesheim a. Rh., Emmi und Ria Lüstner in Geisenheim, Willi Höhner in Eddersheim, Marietta Braunsdorf aus Düsseldorf, z. Zt. in Wiesbaden, und Kate Sternheim aus Hannover, z. Zt. in Wiesbaden.

Halbmonatliche Freibeilage
des Wiesbadener Tagblatts

Mr. S.



Skizze von **Charlotte Wüstenbörfcr.**

(Nachdruck verboten.)

Den Sommerweg der Chaussee nach Rehwalde entlang, der schon ein ganz klein wenig anfängt staubig zu werden, fahren zwei Fuhrwerke in abgemessener Entfernung: das Kantorsfuhrwerk und die herrschaftliche Kutsche. Das Kantorsfuhrwerk fährt voran, so schnell die wohlgenährten Bräunen eben ziehen wollen. Sie haben es schwer mit all dem jungen Volk, das heute zum Tanze fährt: die beiden Kantorstöchter und die Lehrerin in ihren weißen, steifgestärkten Muffkleidern, und der neue Hilfslehrer und der Lehrer aus dem Nachbardorf in ihren Fracks. — Das ist ein Geflicker und Gelächter.

Das herrschaftliche Fuhrwerk fährt in langsamem Trab hinterher. Man kommt immer noch zur Zeit, wenn man gute Pferde hat. Tänzelnd und stolz, als wären sie sich ih'r Würde bewußt, ziehen die beiden Rappen den leichten Wagen. Es geht ja zum Bazar des Frauenvereins, und die gnädige Frau gehört zum Vorstand. Hoch aufgerichtet sitzt sie im Wagen und läßt die Blicke wohlgefällig auf dem Blumenkorb ruhen, den Schwester Mathilde auf dem Schoß hält. Es war doch ein Glück, daß die gelbe Rose noch aufgeblüht ist. — Und wenn die Seeberger dieses Mal einen ebenso schönen Blumenkorb gestiftet hätten wie sie, wenn sie selbst eine noch schönere Corte gebaden haben sollten, wie die in den Tiefen des Korbes verborgene, eine Marshall-Niel-Rose können sie doch nicht haben um diese Zeit, dazu fehlt ihnen eben das gemauerte Gewächshaus.

Schwester Mathilde sitzt in selige Träumereien versunken neben ihr. Wie herrlich fährt sich's doch auf Gummirädern! Wenn Schwester Jettchen und die anderen Gefährtinnen aus dem Mutterhause sie jetzt sehen könnten! Nein, an so viel Ehre hat sie nicht gedacht, als sie vor kaum sechs Wochen dem Ruf, als Gemeindefchwester hier zu walten, hatte folgen müssen. — Die gnädige Frau nimmt sie zwar nur „zum Helfen“ mit; aber sie sitzt doch bei ihr im Wagen, als wenn sie ein richtiges Fräulein wäre! Hätte das die Schwester Oberin gewußt, als sie ihr den Segen mitgab, so hätte sie sie sicherlich nicht nur vor dem geistlichen Hochmuth gewarnt, sondern auch vor dem weltlichen.

„Aber, Schwester, nehmen Sie doch den Korb in acht! Sehen Sie nur die schönen Veilchen!“

Wahrhaftig! Der Korb steht ganz schief und das Hinterrad ist eben über ein Veilschensträußchen gefahren.

Die Schwester wird ganz rot vor Verlegenheit und bemüht sich eiligst, den Korb grade zu stellen.

„Abrigens, Schwester, nachher, wenn wir aussteigen, werden wir wohl den Herrn Rentanten bitten müssen, daß er uns den Korb herunternehmen hilft. Sonst wird es garnicht gehen.“

Die Schwester wird noch eine Schattierung röter. Der Herr Rentant soll ihr helfen! Der ist ihr bis jetzt auch immer wie ein höheres Wesen vorgekommen, wenn er mitunter in seinem grünen Hütchen und den hohen braunen Reitstiefeln so schmunzelnd und frisch an ihr vorübergeritten ist, wenn sie nach dem Vorwerk ging. „Guten Morgen, Schwester!“ — Da sitzt er vor ihr neben dem Kutscher, in seinem schwarzen Anzug, wie ein Konfirmand im Einsegnungsstaat, und wendet sich gerade um, um der gnädigen Frau zu antworten.

Und dann hält der Wagen auch schon vor dem Rehwalder Gemeindehaus.

Der Herr Rendant springt ab und nimmt der Schwester den Blumenkorb ab. Sie senkt verschämt die Augen, und während sie ihm den Korb herunterreicht, fällt ihr Blick auf die gelbe Rose. Wenn man jetzt ein vornehmes Fräulein wäre Die Schwester fährt sich über die Stirn. Was sollen die dummen weltlichen Gedanken! —

Die Aufführungen sind vorüber. Das junge Volk
schickt sich zum Tanze an.

Schwester Mathilde steht neben Schwester Anna aus Rehwalde in der Thür des Gemeindehausees und betrachtet zufrieden ihren Gewinn, ein Bild mit einem Schäfer, der seine Herde heimtreibt. „Der liebe Heiland mit der Christengemeinde!“ sagt die fromme Schwester Anna.

Es ist das erste Mal, daß die beiden zur Befinnung kommen, Schwester Anna und Schwester Mathilde. Es gab viel zu tun und sie haben fleißig helfen müssen. Erst galt es, all die mitgebrachten Herrlichkeiten von den verschiedenen Gütern auszupacken, dann den Ansturm auf den Kaffeetisch zu befriedigen, dann bei der Verlosung die Gewinne zu verteilen, und dann — begannen die Auführungen, und man hatte sich eilen müssen, um nichts von all den niedlichen „Theaterstücken“ und Tänzen zu versäumen, die der Rehwaldter Lehrer mit der Dorfjugend eingeübt hatte.

Die Musik beginnt und Schwester Mathildens Blicke durchschweiften sehnſüchtig den Tanzſaal mit den ſich drehenden Paaren.

In ihrer Erinnerung steigen Bilder aus ihrem Heimatsdorfe auf, der Tanzsaal im Krag mit seinen bunten Papierfächchen an den Wänden. Sie hört die Musik „Stolz weht die Flagge schwarz-weiß-rot“ anstimmen und das nahe Brandungstauschen dazwischen, wie bei dem Fest zu Ehren der lieben Blaujaken, die den Ruhm des Vaterlandes in die fernen Länder tragen helfen, damals, als das Kriegsschiff draußen vor Anker lag und seine Scheinwerfer spielen ließ, und das ganze Dorf in einen Freudentaumel von vaterländischer Begeisterung getaucht war. Damals hatte sie gedacht, sie werde niemals wieder ein so vornehmes Fest mitmachen, denn die Marinesoldaten hatten auch mit ihr getanzt. — Sie lächelt. — Ja, freilich, sie hatte mittanzen dürfen! Das war doch ganz etwas anderes gewesen, und wenn einem auch ein einfacher Marinesoldat als der Inbegriff von Eleganz und Vornehmheit erschienen war.

Es kommen ihr ganz unfromme Gedanken in den Sinn. Wenn sie jetzt nicht dieses weiße Häubchen auf- und dieses schwarze Schwesternkleid an hätte Wenn sie jetzt so ein schönes, schneeweißgebleichtes, seifgestärktes Mullkleidchen an hätte, mit einem farbigen Seidenband als Gürtel, wie Kantors Keeschen, die drüben sitzt und mit dem Hilfslehrer plaudert, und der Herr Rendant käme sie auffordern

Schon wieder der Herr Rendant! Warum muß sie so oft an ihn denken? Das macht, weil er soeben vorüber-tanzte mit der Lehrerin.

Sie wendet sich zu Schwester Anna und vertieft sich mit ihr in ein frommes Gespräch.

Da tönt eine wohlbekannte Stimme an ihr Ohr:

„Schwesterchen, woll'n wir nicht ein Tänzchen wagen?“

Der Herr Rendant steht vor ihr, macht ihr eine Verbeugung und lächelt, daß man nicht recht weiß, ob er's im Ernst oder im Scherz gemeint hat.

Die Schwester lacht verlegen:

„Aber, Herr Rendant, in meiner Schwesterntracht?“

„Warum denn nicht, Schwester?“ scherzt er weiter.

Sie schüttelt den Kopf, halb belustigt, halb wehmütig, — und dann ist er weitergegangen, um eine andere aufzufordern.

Aber was ist das? Was ist das für ein fremdes, häßliches Gefühl, das da plötzlich in ihrem Herzen aufsteigt? Sie möchte das ahnungslose, junge Ding dort bei den Schultern nehmen und mit Gewalt auf den Platz zurückzwingen. Sie möchte . . . sie weiß selbst nicht was! Warum mußte es nur ein Scherz sein? Warum durfte sie nicht auch, wie all die andern? —

Schwester Anna ergeht sich in frommen Betrachtungen über die Sonntagspredigt. Schwester Mathilde erscheinen ihre Worte wie das Geplätscher eines Baches. Sie legt ihr Gesicht in die gewohnten, frommen Falten. Sie nicht, sie sagt „ja“, wo es ihr hinzupassen scheint; aber ihre Gedanken sind nicht bei Schwester Annas Seelenergüssen.

Da wird sie zum zweiten Mal durch seine Stimme aufgeschreckt. Sie wendet sich um und sieht ihn vor sich stehen, lachend, daß die weißen Zähne aus seinem wettergebräunten Gesicht nur so herausblitzen, in der Hand die gelbe Rose, die er ihr mit einer schnippischen Verbeugung reicht.

Die Schwester wird dunkelrot. Sie weiß nichts zu antworten vor Freude. Sie weiß nur, daß jedes Wort, das sie jetzt hervorbringen könnte, ein beschämend seliger Jubellaut werden müßte.

„Na, Schwester?“ sagt er triumphierend.

Da findet sie die Sprache wieder:

„Herr Rendant! — Die gelbe Rose — für mich?“ Es klingt heißer vor unterdrückter Seligkeit.

„Ja, für Sie! — Aber wissen Sie denn auch, was sie bedeutet, Schwesterchen?“

Sie schüttelt den Kopf und sieht ihn ängstlich an.

„Ewig sollst du einsam bleiben! Das heißt's: Weil Sie nicht mit mir tanzen wollten, Schwester.“ Man merkt es ihm an, daß er sich auf diese Worte schon recht gestreut hat.

Die Schwester lacht gezwungen. Im Augenblicke fällt ihr keine passende Erwiderung ein. —

Da hilft ihr der Kutscher aus der Verlegenheit, der zu ihr tritt und mit gedämpfter Stimme meldet, daß die gnädige Frau jetzt fahren wollten.

* * *

Weich und schwül liegt der Frühlingsmorgen über dem Gelände. Die Roggenfaat wogt im lauen Winde. In dunkelblauen Nebel gehüllt steht der Hochwald da, einen lichten grünen Schleier über den Kronen.

Die Schwester Mathilde schreitet vorsichtig von einer trockenen Stelle auf die andere balancierend den leise ansteigenden Landweg entlang. Die Mamsell hat ihr ein Körbchen mit sieben buntgesprenkelten Puteneiern mitgegeben für die Förstersfrau, als Entgelt für die geborgte Glucke. Eine schwierige Aufgabe bei dem schlechten Weg.

Aber ihr ist so froh und leicht zu Mut und sie singt mit der Lerche um die Wette, die droben am bedeckten Himmel ihr Lied trillert. Fromme Weisen, wie sie im „Täubchen“, dem frommen Liederbuch der barmherzigen Schwestern, stehen, nicht, weil ihr besonders andächtig zu Mut ist, sondern weil ihr eben nichts anderes einfällt.

Sie denkt an gestern und lächelt. Was das nur für dumme Gedanken waren! Das machte die Walzermusik, sicherlich! — Und sie hat die gelbe Rose doch bekommen, die wunderschöne Marschall-Niel-Rose, auf die die gnädige Frau selbst stolz gewesen wäre. Sie steht nun zu Hause in ihrem Trinkgase und erfüllt das ganze Stübchen mit ihrem Duft.

Nein, sie hat nicht im geringsten Grund, unzufrieden zu sein mit ihrem Lose. Sie hat ihr Auskommen und genießt so viel Ehren! Und wer hat es wohl so gut, daß er, wie sie jetzt, ohne Sorgen durch den Frühlingsmorgen wandern könnte? — Niemand! Sie denkt an die Schwester, die stolz darauf ist, bei Amtsvorstehers als Köchin zu dienen. Ja, wenn man in der Försterei nicht die beiden Kranken hätte, könnte man sich ganz unnütz vorkommen.

Und dann hat sie den Waldestrand erreicht, die Stelle, wo sie jeden Tag stehen bleibt, um sich umzuschauen. Wenn man da so hinuntersieht und sich die kleinen Unebenheiten am Horizont weg denkt, könnte man meinen, man wäre zu Haus. Die angeschonten Hügel könnten ebenso gut die befestigten Dünen sein, und die weite grüne Ebene dahinter, die im weichen Frühlingsnebel so seltsam stahlblau schimmert, der ferne Meerespiegel.

Schwester Mathilde seufzt. In Gedanken sieht sie ein schwarzgeteertes Boot mit rötlich-braunem Segel in die See hinaus steuern. Bei solchem Wetter fahren ihre Brüder auf den Dorschfang.

Da klingt der Hufschlag eines galoppierenden Pferdes an ihr Ohr.

„Guten Morgen, Schwester!“

Der Herr Rendant! Sie wendet sich um. Zwei Pferdeohren und ein grünes Hütchen verschwinden wippend hinter der Anhöhe.

Und da steht er wieder vor ihr, die gelbe Rose in der Hand, und das triumphierende Lächeln auf dem Gesicht, und sie hört jedes einzelne Wort noch einmal, das er zu ihr gesprochen hat: „Ewig sollst du einsam bleiben!“ Nein, nein! Niemand soll denken, wie tief sie der Scherz verwundet hat — niemand! Nicht einmal sie selbst.

Die jungbelaubten Rothbuchen schlingen über ihr ihre silbergrünen Zweige ineinander. Der Waldboden ist bunt von weißen Anemonen, blauen Leberblümchen und gelbem Tausendguldenkraut. Und der Waldmeister duftet so süß. Die Schwester stellt den Korb hin und pflückt sich ein Sträußchen davon, um es in die Wäsche zu legen. Was hat sie denn für Ursache, traurig zu sein!

Sie stimmt ein Lied an, ein Lied vom Wald, das sie zu Hause oft gesungen hat:

Im Wald, da ist gut wohnen,
Da stöbert nicht der Sand.
Im Wald, da ist gut leben,
Da ist mein Vaterland.

Und hinter jenen Bergen,
Da wohnt mein schönster Schatz . . .

Sie hält betroffen inne. Wenn das jemand gehört hätte! Angstlich schaut sie sich um; aber es ist niemand ringsum zu erblicken.

Nein, nein, sie will nicht immer an ihn denken! — Aber ihr jagen sich girrend zwei Singvögel von einem Ast zum andern. —

Wohin soll sie sich denn retten vor ihren eigenen ver liebten Gedanken? Sie weiß es selber nicht. Ihr schaudert vor dem ganzen, langen Rückweg, währenddessen sie mit ihnen allein sein muß. Da kommt ihr ein rettender Gedanke: „Arbeit“, hat die Schwester Oberin gesagt, „das ist das beste Mittel gegen Anfechtung.“ — Wenn die Granulosekinder gegangen sind, will sie ihre Mützen waschen.

* * *

Nicht weiße Mützen schaukeln vor dem Fenster des Schwesternstübchens im Abendwind. Die Schwester Mathilde bindet ihre Schürze ab. Sie ist fertig mit dem Mützen waschen. Wie hat sie sich sonst immer davor geirrt, besonders aber vor dem Fälteln der Rüsch. Diesmal freut sie sich ordentlich darauf. So hat sie doch morgen recht viel zu tun. Es erscheint ihr fast wie eine Vorsehung des Himmels, daß die barmherzigen Schwestern weiße Mützen mit Rüsch tragen, die so viel Mühe und Geschicklichkeit erfordern, um immer in Ordnung zu sein.

Es ist Zeit zum Schlafengehen; aber sie ist noch gar nicht müde. Eine seltsame Unruhe pocht ihr durch alle Adern. Es ist so schwül in ihrem Zimmer. Sie öffnet das Fenster. Ein einsamer Stern blinkt durch die Wolken herab. Lind und rein umweht die Nachtlust ihr Gesicht.

Noch ein wenig lesen! Etwas frommes und stilles! Dann wird ihr Herz ganz ruhig werden.

Sie steckt die Lampe an und nimmt das „Täubchen“ vom Wandbrett, um sich darin zu vertiefen.

Da klingt aus der Ferne Gesang zu ihr herüber. Sie stützt den Kopf in die Hand und lauscht. Die Scharwerks mädchen ziehen in langen Ketten untergefaßt die Chaussee entlang und singen. Sie sind noch nicht so nahe, daß man die Worte verstehen kann; aber es ist ein polnisches Lied. Die Schwester erkennt es an der eintönigen Melodie und dem starken, lebendigen Rhythmus. Helles Lachen schallt dazwischen. Sie kommen immer näher.

Die Schwester möchte mitsingen und weiß das Lied doch nicht und kann sich den Inhalt nicht einmal zusammenreimen mit ihren wenigen polnischen Brocken, die sie im Verkehr mit den Kranken verstehen gelernt hat.

Aber sie weiß doch, was sie singen, was sie ihr singen. Sie erkennt es an dem unterdrückten Jubellaut der Melodie und an ihren eigenen klopfenden Pulsen.

Die Dorfstraße entlang, dem Gutshof zu, trabt ein müdes Roß. Nach langem Tagesritt trägt es seinen Reiter heim. — O, unter tausenden würde sie diesen Hufschlag wiedererkennen!

Die Schwester drückt den Kopf auf die verschränkten Arme und schluchzt vor sich hin: „Ewig sollst du einsam bleiben“ duftet die gelbe Rose.

Vom Tode fürs Vaterland. Die Geburt des deutschen Patriotismus.

Von Dr. Paul Landau.

(Nachdruck verboten.)

Das stolze Gefühl, ein Deutscher zu sein, ein Vaterland zu haben, für das zu kämpfen und zu sterben schön ist, beseelt unser heutiges Geschlecht als der naturnotwendige Grundton der ganzen Weltanschauung. Die geistige Luft, in der wir leben, ist von solch patriotischen Empfindungen erfüllt, und unser Volk würde nicht mehr atmen können, sollte ihm dieser Sauerstoff unseres inneren Daseins entzogen werden. Die Einheit, Kraft und Größe, die sich nun so wunderbar offenbart, ist nur zu erklären aus der reinen klaren, klaren Höhenluft dieser nationalen Atmosphäre. Je selbstverständlicher und natürlicher wir heute diese die Gesamtheit durchdringende Hauptstimmung empfinden, um so erstaunlicher und seltsamer ist es, daß der deutsche Patriotismus kaum 100 Jahre alt ist und erst geboren wurde, als aus dem Weltbürgertum sich der Nationalstaat entwickelte, daß Strömungen einer Vaterlandsliebe im modernen Sinn sich erst vor 150 Jahren bei uns zu regen begannen.

Als der bedeutende Historiker und Publizist A. E. Schölzer, der später viel zur Stärkung des deutschen Gedankens beigetragen hat, 1764 in Petersburg den nach der Heimat segelnden Schiffen wehmütig nachschaute, da kam ihm ein schöner, ferner Gedanke. „Deutschland!“ erzählt er in seiner Lebensbeschreibung. „Zum ersten und vielleicht auch zum letztenmale dachte ich mir unter diesem Namen eine Einheit — gar ein Vaterland!“ Dieser Traum, zu kühn selbst, um geträumt zu werden, schleicht sich um die Mitte des

18. Jahrhunderts noch nicht in den Schlummer des zer rissenen, wunderlichen Phantasien nachhängenden Deutsch land. So berichtet Wieland aus seiner Kindheit, es sei ihm viel gesagt worden von Pflichten gegen Gott, den Nächsten, auch wohl beiläufig von Pflichten gegen die Obrigkeit, gegen Ihro Röm. Kais. Majestät, den Bürgermeister und Rat; aber von der Pflicht, ein Deutscher zu sein, nichts; deutsch sei damals ein unbekanntes Wort gewesen. Wohl hatten zu Anfang des Jahrhunderts ein Thomasius, ein Gottsched und andere tüchtige Männer gegen alles Aus ländische gekämpft und waren für deutsche Sprache und deutsche Art eingetreten. Aber die Mode des Kosmopolitis mus setzte das alles fort. „Wir haben kein Vaterland mehr!“ klagt der „Teutsche Merkur“, „Weltbürgertum! Das ist die Lösung des Modetons.“ So finden wir denn bei unsern Klassikern Ausprüche, die der Vaterlandsliebe die Berech tigung geradezu absprechen, wie Lessings bekanntes Wort: „Ich habe von der Liebe des Vaterlandes keinen Begriff, und sie scheint mir aufs höchste eine heroische Schwachheit, die ich gern entbehre.“ Goethe fragt in seiner scharfen Kritik von Sonnenfels Schrift über die Liebe zum Vater land: „Haben wir ein Vaterland?“ und verneint es ent schieden. Selbst der junge Schiller hält das Vaterlands interesse nur für die „unreifen Nationen, die Jugend der Völker“ von Wichtigkeit. Man strebte in unklaren Visionen einer Verbrüderung aller Völker zu, verlangte die ganze Welt zum Vaterlande und phantasierte vom „ewigen Frieden“.

Friedrich der Große ist es gewesen, der nicht nur der deutschen Dichtung, sondern der ganzen deutschen Kultur einen nationalen Gehalt gab. Mit ihm beginnt der deutsche Patriotismus freilich zunächst in Gestalt des preussischen. Ein neues Gefühl der Liebe, der Hingebung für König und Land schleicht sich nach den ersten schlesischen Kriegen in die Herzen weniger; wir können es in Gleims, E. v. Kleists und Ramlers Briefen, in einzelnen ihrer Gedichte, in ein paar Soldatenliedern, Predigten und Flugschriften heranzuwachsen sehen. Zur vollen Entfaltung gelangt diese friderizianische und damit auch preussische Vaterlandsiebe im siebenjährigen Krieg. In der Anrede des großen Königs an seine Offiziere vor der Schlacht bei Leuthen prägt sich ein solch preussisches Nationalbewußtsein aus und findet begeisterten Widerhall, ebenso wie sein Ruf bei Jorndorf an die Soldaten: „Kommt Kinder, sterbt mit mir fürs Vaterland!“

Nur die Preußen verstanden damals solche Gefühle. Wie fremdartig und seltsam mutete sonst in Deutschland der Gedanke eines Todes fürs Vaterland an! Das beweist am besten die Zustimmung und Gegnerschaft, die das wichtigste literarische Denkmal dieses jungen Patriotismus, die 1761 erschienene schwungvolle Schrift „Vom Tode fürs Vaterland“ von Thomas Abbt, fand. Der treffliche Geschichtsphilosoph, durch seine Berufung nach Frankfurt a. O. eben erst Preuße geworden, es dem Geiste nach aber schon lange, weiß wohl, welch eine neuartige Idee er vertritt. Selbst die Offiziere lehnen sie ab: „Für das Vaterland sterben? Lächerlich! Was ist das Vaterland! Ich werde bezahlt, um mich totschießen zu lassen.“ Um so lauter und mahrender klingt Abbts Predigt: nicht nur die alten Republiken, sondern auch die modernen Monarchien bieten ein würdiges, ehrenvolles Vaterland und Raum für den „vormals so herrlichen Namen eines Bürgers, unter welchem alles sich darstellt: jeder Bürger ein Soldat, jeder Soldat ein Bürger.“ Als leuchtendes Beispiel stellt er den König selbst auf: „Welcher patriotische Busen muß nicht höher klopfen, wenn wir den Mann, nach dem sich unser Jahrhundert nennt, durch welchen es bei der Nachwelt prangen wird, sich täglich dem Vaterland, das er in seiner ganzen Majestät darstellt, als ein Opfer darbringen sehen!“ Und wundervolle Gedenkworte findet er für den Heldentod des Dichters Ewald von Kleist: „Wie weit läßt der sterbende Krieger den unsterblichen Dichter hinter sich! Wie heilig müssen nicht unsern Nachkommen die Felder von Jorndorf und Kunnersdorf sein!“

„Der Tod fürs Vaterland ist ewiger
Verehrungswert. Wie gern sterb' ich ihn auch,
Den edlen Tod, wenn mein Verhängnis ruft!“

So hatte Kleist selbst in seinem den Opfermut des Kriegers verherrlichenden Gedicht „Cissides und Paches“ ausgerufen. Abbts Worte aber trugen segensreiche Frucht in manchen Herzen. „Wie dem Tanzlustigen die kleinste Pfeife genügt“, so erzählt der ostpreussische Dichter Joh. G. Scheffner, „so gingen auch wir mit nicht sonderlich gefüllter Börse, aber jeder mit einem Exemplar von Abbts Schrift über den Tod fürs Vaterland in der Tasche, unter vielen Wagnissen zur preussischen Armee.“ Ebenso scharten sich unter Friedrichs Fahnen aus reiner Begeisterung zahlreiche andere „Kriegsfreiwillige“, wohl die ersten in Deutschland, die aus Vaterlandsiebe zu den Waffen griffen. Die Denker und Dichter fanden in Abbts Ideal einen erhabenen Stoff. Die Oden der Gleim, Ramler, Willamow preisen den Heldentod in der Schlacht; der gleiche Ton klingt, wenn auch kühler und weltbürgerlicher, sogar aus Lessings „Philotas“. Der junge Herder nimmt in seiner Abhandlung „Haben wir noch jetzt das Publikum und Vaterland der Alten?“ Abbts Gedanken auf und spricht dem Zauberwort „fürs Vaterland“ die höchste und heiligste Wirkung zu, die alle Kräfte, selbst die Kraft zum Sterben entbindet. Die gleichen Empfindungen sind in vielen Predigten ausgedrückt. Zum ersten Male wurde von der Kanzel aus der geweihte Begriff Vaterland mit

dem Namen Gottes zusammengestellt und seine hohe Bedeutung den preussischen Gemeinden eingepreßt.

Vielfach aber und besonders außerhalb Preußens betrachtete man diese „überspannten Schwärmereien“ mit bedenklichem Schütteln des Kopfes. Was bedeutete den Weltverbesserern und Menschheitsfreunden Vaterland und Volk? Aufopferung zum Besten der Mitmenschen wurde gepriesen, aber Hingabe an den Staat wurde selbst von so vaterlandsliebenden Männern wie Schölzer als „gegen den Vertrag“ bezeichnet, den der einzelne mit der Regierung schließt. In einem Aufsatz des „Deutschen Museums“ von 1787 über den Heldentod werden „Vaterland und Fürst“ nur ganz beiläufig erwähnt und der plötzliche Tod in der Schlacht als weniger schmerzhaft und daher leichter zu ertragen geschildert, als ein langsames Hinsiechen auf dem Krankenbett. Man kam sich hoch erhoben vor über die „Barbarenzeiten, da ein enger Gesichtskreis die Blicke nur auf den eignen Staat lenkte und jeder einzelne kämpfen mußte, um nicht in Knechtschaft und Tod zu geraten.“

Dieser Geringschätzung der Vaterlandsiebe ist niemand energischer und überzeugender entgegengetreten als Friedrich der Große selbst. In seinen schönen „Briefen über die Vaterlandsiebe“, die er im September 1779 niederschrieb, preist er sie nicht nur als die Quelle aller glorreichen Taten, sondern sie ist ihm zugleich sittliches Gebot für jeden Menschen; jeder schuldet dem Staat, dem er angehört, seine ganze Kraft. Und der Freigeist Friedrich betet hier zu seinem Vaterlande: „Ja, ich bekenne, daß ich Dir alles verdanke; ich bin innig und unaufsätzlich an Dich gekettet; meine Liebe und meine Dankbarkeit werden nur mit meinem Leben aufhören; dieses Leben selbst ist Dein Geschenk; wenn Du es von mir zurückverlangst, werde ich es mit Freude opfern. Für Dich sterben, heißt im Andenken der Menschen ewig leben; ich kann Dir nicht dienen, ohne immerdar ruhmreich zu sein.“

Aber die durch Friedrich geschaffene, genährte und großgezogene Vaterlandsiebe schlug mit ihren begeisternden Flammen über Preußens Grenzen hinaus ins weite Deutsche Reich. Wenn Schölzer träumte, daß Deutschland einen Herren habe, so wußte er, daß dieser Herrscher nur der König von Preußen sein könne. Die Taten des siebenjährigen Krieges prägten den Besten das Bewußtsein ein, daß Deutschland noch nicht verloren, vielmehr zu Großem bestimmt sei, und über die Schläge, die die Franzosen bei Rossbach bekamen, jubelte ganz Deutschland und gönnte auch den kaiserlichen Reichstruppen ihr Teil; die Stiftung des Fürstenbundes verlieh dann diesem deutschen Patriotismus, dem Dichter wie Ull und Schriftsteller wie Engel begeisterten Ausdruck gaben, einen tatsächlichen Hintergrund; man hoffte auf einen Zusammenschluß aller „deutschen Brüder“ unter Preußens Führung. Ein Schweizer war es, der sich für diesen Gedanken besonders begeisterte, der geniale Historiker Johannes Müller; aber gerade bei den hervorragenden Geistern stieß er auf entschiedene Ablehnung. „Was ich aber nicht mit ihnen fühlen kann“, schrieb ihm der Philosoph Friedrich Heinrich Jacobi, „das ist ihr deutscher Patriotismus. Wir sind ein armes Volk und ich sehe gar nicht ab, wie es besser mit uns werden soll.“ Der Begeisterungsstau mel, in den die deutschen Ideologen über die französische Revolution gerieten, überflutete die Keime des Deutschtums; das Wort „Patriot“ bekam damals einen bösen Klang, denn so nannten sich die Revolutionäre, die sich die Verwirklichung der allgemeinen Menschheitsideale zum Ziel setzten. „Patriot“ und „Vaterland“ wurden schärfste Gegensätze, und ein Berliner Zensor verweigerte einer Empfehlung des Patriotismus die Druckerlaubnis, weil „diese Lehre der Neufanken gegen die deutsche Verfassung“ sei. Es schien kein Platz mehr für den deutschen Patriotismus in Deutschland, und nur wenige ahnten sein nahes Aufblühen, wie Schillers Seherblick in seinem großartigen Fragment „Deutsche Größe“.

Erst seit dem Durchdringen der Romantik, etwa seit 1804, macht sich eine mächtige Gegenwirkung des nationalen Gefühls gegen die politische Schmach Deutschlands bemerkbar. Die Entwicklung der führenden Geister, eines W. von Humboldt, Fichte, Arndt wendet sich vom Weltbürgertum

ab dem Nationalstaat zu, und in der großen, eisernen Zeit der Befreiungskriege werden diese Ideale, denen das 18. Jahrhundert nur den Weg bereitet, Vaterland, Deutschtum, Heldentod, zum geistigen, unverlierbaren Eigentum unseres Volkes.

Historische Frauen-Silhouetten.

Jane Gray.

Von Franz Caspari.

(Nachdruck verboten.)

Nyrannie, Verbrechen, Mord kennzeichnen die englische Königsgeschichte, wenigstens die ältere, und aus blutigen Nebeln ragen finster die Türme der Zwing- und Königsburg, des Tower, empor. Unter den Namen der Staatsmänner, Helden, Empörer, Fürsten, die,

Geist und Gemüt, eine eifrige Anhängerin der Wissenschaften und Verfasserin interessanter, kleiner Schriften, war die würdigste Studiengefährtin und Gespielin des Prinzen, und es war nur zu natürlich, daß das Volk in den beiden Fürstenkindern, die innige Neigung miteinander



Kannst du lesen? Nach einem Gemälde von Hermann Kaulbach.
(Photographie und Verlag von Franz Hanfstängl, München.)

oft als Verbrecher, oft als unschuldige Opfer, die finsternen Verließe des Schlosses im Laufe der Jahrhunderte bevölkerten, um häufig genug das Gefängnis mit dem Schafott zu vertauschen, strahlt klar und licht der einer holden Mädchenblume, der Jane Grays. Die Aureole des Märtyrerinnentums umweht ihr liebliches Haupt, und die Künste, vor allem die Dichtkunst, haben seit dreieinhalb Jahrhunderten unablässig gewirkt, dem Andenken der jugendlichen Königin, der Herrscherin von neun Tagen, Kränze zu winden.

Großnichte des verbrecherischen Königs Heinrich VIII., der, aus sehr unlauteeren Gründen, dem Papst, der seine Ehe nicht scheiden wollte, zum Trotz die Reformation in England einführte, war Johanna Gray als Tochter des Herzogs von Suffolk im Jahre 1537 geboren. Des Königs letzte Gemahlin, Katharina Parr, fand so viel Freude an dem lebenswürdigen, schönen und klugen Kinde, daß sie es an den Hof zog und mit dem gleichaltrigen Thronerben Eduard erziehen ließ. Der Kronprinz war das Gegenteil seines skrupellosen Vaters, eine feinbesaitete, den Künsten und Wissenschaften zugeneigte Natur. Johanna, sprachkundig, musikalisch, zumal eine Meisterin auf der Laute, eine Stickerin, die herrliche Kunstgebilde schuf, dabei voll

verband, ein zukünftiges Paar, das englische Herrscherpaar, erblickte. Es kam jedoch anders. Jane, fast ein Kind noch, war wenige Monate vor dem Tode des Königs mit dem jüngsten Sohne des herrschsüchtigen, ränkevollen Königs von Northumberland, mit dem schönen und be- geisterungsfähigen Guilford Dudley, vermählt worden.

Heinrich VIII. fuhr hin in seinen Sünden und der Jugendgefährte Jane Grays gelangte als Eduard VII. auf den Thron der Tudors. Aber die Herrschaft des fränk- lichen Jünglings währte nur sehr kurze Zeit. Während- des hatte Janes Schwiegervater den jungen König in sehr selbstischer Absicht zu bestimmen vermocht, daß seine beiden Schwestern als angeblich illegitim und als Katholikinnen von der Thronfolge ausgeschlossen seien, hingegen erklärte er seine Kousine, als eine entschiedene Anhängerin der neuen englischen Kirche, zu seiner Nach- folgerin. Ahnungslos lebte die junge Frau, die sich für die Pflichten ihrer fürstlichen Ehe noch nicht fähig fühlte, mit Bewilligung ihres Schwiegervaters einstweilen bei ihrer Mutter zu Suffolkhouse. Sie wußte nichts von dem Tode ihres königlichen Veters, den Northumberland noch geheim hielt, als der Herzog plötzlich auf ihrem stillen Sitze er- schien, sie nach London führte und sie — er hatte sich des

Beistands mächtiger Barone versichert — am 10. Juli 1553 zur Königin von England ausrufen ließ. Überrascht, tief erschrocken und betrübt war das 17-jährige junge Weib, als ihm mit dem Rufe: „Es lebe die Königin!“ gehuldigt wurde, als es erfuhr, daß der Vetter gestorben und daß sie seinem Willen gemäß an seine Stelle treten solle. Ohnmächtig sank die wie in einem wirren Traum so plötzlich zur Herrscherin des Inselreichs Gewordene in die Arme ihrer Schwägerin. Und wieder zu sich gekommen rief sie: „Geschick es auch zu recht, daß ich Königin sein soll, wo doch Maria, Edwards älteste Schwester, lebt?“

Nur mühsam war sie zu überzeugen, daß jene, weil aus ungesetzmäßiger Ehe entsprossen, nicht zur Thronfolge berechtigt sei, und seufzend, als ob sie ihr blutiges Ende ahne, ergab sie sich endlich in den Willen ihres Schwiegervaters, der durch sie und seinen Sohn England selber glaubte beherrschen zu können. Trotz dem Jubel des Volkes blieb sie zaghaft und ängstlich, und als man ihr die Kronjuwelen übergab und sagte, nun müsse auch für ihren Gemahl eine Krone angefertigt werden, meinte sie: „Laßt das, Mylords. Eine Krone ist kein Spielzeug für Knaben und Mädchen.“ Nur das Parlament könne ihren Gemahl zum Könige machen, sie, die ihn höchstens zum Herzog ernennen könne, aber wolle ihre Regierung nicht mit einer Ungesetzmäßigkeit beginnen.

Während nun auf Anordnung Northumberlands Herolde in die Provinzen abgingen, Jane als Königin auszurufen, hatte Prinzessin Maria, Heinrich VIII. älteste Tochter, nach einem mißglückten Handstreich Northumberlands, der sie in seine Gewalt bringen sollte, schnell gehandelt und ihr königliches Banner aufgerichtet. Durch Proklamationen, in denen sie sich auf ihr angestammtes Recht berief, wandte sie sich an das Volk, das dadurch in seinem Rechtsempfinden aufgerüttelt wurde. Im Handumdrehen war die urteilslose Masse nun gegen die neue Königin eingenommen. In Norwich wurde Maria zuerst als rechtmäßige Herrscherin proklamiert und die Truppen Northumberlands, die ihrem von dem kriegstüchtigen Herzog von Northampton geführten Heere entgegenzogen, gingen zu ihr über. Auch die Flotte erklärte sich für sie. Janes Brüder brachten die Hiobsbotschaft von dem Übergang ihres Heeres zu den der Feindin in den Tower. Aber schlimmer noch kam es: in London meuterten die Truppen; der Schwiegervater der Königin, der üble Anstifter der ganzen Krönungskomödie, wurde gar von ihnen gefangen genommen und Maria nun auch in den Straßen der Hauptstadt zur Königin ausgerufen. An den bleichen Mienen ihrer Umgebung merkte Jane, daß Ables vorging, und kaum zeigte sie sich noch überrascht, als ihr Vater in ihr Gemach stürzte und ihr verkündete, daß die Krone für sie verloren sei. „Ich lege sie williger nieder, als ich sie angenommen habe“, entgegnete sie gefaßt.

Northumberland und zwei seiner Söhne, darunter Janes Gemahl Guilford, wurden im Tower eingekerkert. In Liebe, Sorge und Sehnsucht richtete Guilford den Namen seiner Gemahlin, heute wohl noch sichtbar, in die Mauer seines Gefängnisses, während sein Vater, feige im Unglück, durch seinen Übertritt zum Katholizismus die

triumphierende Maria zu versöhnen suchte, freilich vergeblich, denn schon am 22. August fiel sein Haupt unter dem Henkersbeil. Das Opfer seines Ehrgeizes aber, Jane, wurde vorab in milder Haft beim Gouverneur des Schlosses gehalten. Sie trug ihr Los mit Ergebung, standhaft in ihrem protestantischen Glauben. Der Umstand, daß ihre verhafteten Eltern frei gelassen wurden, erleichterte ihr die Gefangenschaft. Inzwischen war Maria zur Königin gekrönt worden und nun erfolgte der Hochverratsprozeß gegen ihre überwundene, harmlose Feindin. Jane, ihr Gemahl, den sie erst im Gerichtssaal wieder sah, und zwei seiner Brüder wurden zum Tode verurteilt, aber Maria, mit anderen Dingen beschäftigt, zögerte, das Urteil vollstrecken zu lassen. Hatte sie doch auch den Ehrgeiz, daß ihr Opfer wieder in den Schoß der katholischen Kirche zurückgeführt werde. Aber vergeblich waren alle Bemühungen, die Standhaftigkeit Janes zu erschüttern. Sieben Monate harrete diese auf die Erfüllung des grausamen Urteils, da gab die Beteiligung oder angebliche Beteiligung ihres Vaters, des Herzogs von Suffolk, an der Empörung des Thomas Wyatt gegen die Königin dieser, einer verbitterten, finsternen Frau, Veranlassung, ihre unglückliche Feindin zu vernichten. Mit großer Seelenstärke sah das junge Opfer dem Tode entgegen. „Post tenebras spero lucem“, nach der Finsternis erhoffe ich das Licht, hatte sie auf ihre Kerkerwand geschrieben. Am Tage vor ihrem Tode klangen die Sonntagsglocken Londons in ihr Gefängnis, abends hörte sie das Hämmern an dem Blutgerüst, das für sie errichtet wurde. Montags in der Frühe, nachdem zuvor das Haupt ihres jungen, geliebten Gemahls gefallen war, führte man sie zur Richtstätte. Das noch nicht achtzehn Jahre alte, unschuldige Weib starb wie eine Heldin. „Lebt wohl, mein guter Sir“, sagte sie zu dem Pater, der sie geleitete und der so lange vergeblich im Auftrag der Königin versucht hatte, sie zu bekehren, „mag Gott Euch die Güte und Menschlichkeit lohnen, mit der Ihr mir begegnetet, ob schon mir Eure Religionsgespräche mehr Pein verursachten, als die Gedanken an meinen bevorstehenden Tod“.

Frei und stolz schritt sie die Stufen des Schafotts hinan, die Hilfe ihres getreuen Kerkermeisters, des Kommandanten des Towers, freundlich ablehnend. Droben hielt sie mit fester Stimme eine Ansprache, in der sie erklärte, daß das, was gegen die Königin Maria geschehen, ungesetzlich gewesen, daß sie selbst aber unschuldig daran sei. Als treue Christin sterbe sie und suche keine andere Erlösung, als die, welche Gottes Gnade und das Blut Christi gewähre. Darauf kniete sie nieder, entblößte ihren schönen Hals, tastete mit verbundenen Augen nach dem Richtblock, legte ihr Haupt darauf und betete: „Herr, in deine Hände befehle ich meinen Geist!“ Das Beil des Henkers blühte und Englands schönste Königsrose war nicht mehr.

Der „schwarze Montag“ hieß im Volke der Tag, an dem Jane Gray starb. Der Lord-Oberrichter, der ihr das Urteil gesprochen, wurde wahnsinnig und starb unter dem Ruf: „Weiche! Weiche von mir, Johanna!“ In Schermmut und Menschenhaß, wenige Jahre nach der Hinrichtung Janes, sank die ins Grab, die das Urteil gegen ihre Nebenbuhlerin vollstrecken ließ. Die Geschichte kennt sie unter dem Namen „die blutige Maria“.



Du lächelnder Tag.

An irdischem Glück. —
Mit sorglicher Freude
Was zerbrachst du wohl heute
Du lächelnder Tag,

Und du lächelst,
Als wenn du ein Gutes vollbracht,
Bis zum Nahen der Nacht,
Über allen Schmerzen. —

Elisabet Petisch, Wiesbaden.



Ihr Opfer.

Berliner Skizze aus den ersten Kriegstagen von **Lothar Knud Sredrik.**

(Nachdruck verboten.)

Mit müden Schritten ging das kleine Maschinenfräulein den kurzen Weg von der elterlichen Wohnung zu dem Bureau, in dem sie angestellt war. Es war ein sonnenheller Sonnentag voller Licht und Lust und Wärme; in ihr aber war nichts davon, war alles dunkel, sie war todtraurig, so todtraurig, wie es eben nur ein junges Menschenkind sein kann, das da meint, sein kleiner Herzensschmerz müsse einen Schatten über die ganze Welt breiten. Denn es war ja nun auch schon eine volle Woche her, daß sie ihn nicht mehr gesehen hatte, ja nicht einmal mehr das geringste von ihm gehört hatte. Und doch trug sie den Ring des hübschen Studenten, der sie seit Monaten von ihrer Wohnung bis zum Geschäft begleitet hatte, bis sie endlich selber einjah oder wenigstens zu vermuten glaubte, daß sie ohne seine Anwesenheit nicht leben könnte, kurz, bis sie sich mit ihm verlobte, ganz regelrecht nach allen Formen des guten deutschen Brauches verlobte.

Wehmütig und mit Augen, die aufquellende Tränen unklar machten, betrachtete sie den schmalen goldenen Reif am linken Ringfinger, und die Abschiedsjene vor etwa vierzehn Tagen, die seine stürmische, beinahe wilde Zärtlichkeit ihr zur Qual machte, fiel ihr wieder ein. Einen Brief hatte er bekommen, der ihn nach Hause rief, nach Petersburg. Die Aufklärung, die er ihr gab, war kurz und schlüssig; dagegen ließ sich nichts einwenden.

Und Grete Bendler hatte sich stumm mit tränenden Augen und wehem Herzen in das Unabänderliche gefügt. Aber gehofft hatte sie, Tag für Tag auf eine Nachricht von ihm. Keine indes langte bei ihr an. Die Mutter, der sie erst gestern Abend ihr Herzensweh geklagt hatte, hatte sie zu trösten versucht, so gut es anging. Aber hatte sich doch nicht überwinden können, mit einem kleinen Anflug von geringschätzendem Hohn zu bemerken, daß auch ihr Student sie wie so viele andere Studentenbräute sitzen lassen würde.

Sie hatte sich gegen diesen Verdacht, der ihr unerträglich schien, gewehrt, mit aller Kraft gewehrt. Aber der Zweifel war wie ein Stachel in der Wunde zurückgeblieben, und sie hatte sich in den Schlaf weinen müssen. Und am Morgen, als sie vor dem Spiegel stand und ihre kleine, zierliche Figur mit dem dunkellodigen, vielleicht ein wenig pifanten, aber durchaus nicht klassisch schönen Kopfe betrachtete und sich seine kräftige, schlanke, blonde Männlichkeit vergegenwärtigte, — da wollte der Zweifel beinahe Gewißheit werden: ja, die Mutter hatte Recht, Sergei Barinkoff, den obendrein der Nimbus des wohlstehenden und gebildeten jungen Mannes umgab, konnte tausend andere, viel schönere und reizvollere bekommen als die kleine unscheinbare Grete Bendler war.

Auch auf dem Wege zum Bureau belästigten, peinigten sie diese Erwägungen fortwährend, so daß sie beinahe erschrocken zusammenfuhr, als ein Arm dicht an dem ihren vorbeistreifte. Es war ein Mann, eine mittelgroße Gestalt von elastischen, spannkraftigen, jungen Bewegungen, die in einem eigenartigen, beinahe unnatürlichen Gegensatz zu dem ergrauten Haar und den von einer dickgläsernen Brille geschützten schwachen Augen standen. Er murmelte ein paar unverständliche Worte und war dann mit hastigem, fast flinkem Schritt an ihr vorüber.

Nachdenklich und ein wenig besorgt trat Grete Bendler in ihr Geschäftshaus. Das war nun heute schon der vierte oder fünfte Tag, daß sie jenen eigenartigen Menschen, der aus zwei Menschenalter zusammengesetzt zu sein schien, traf. Sie konnte sich des Gefühls nicht erwehren, als ob dies nicht ohne Absicht des Unbekannten geschähe, und der

eigenartige, schnelle, aber scharfe Blick, den er jedesmal über ihr Gesicht gleiten ließ, wollte ihr diese Vermutung bestätigen. Ein Schauer überlief sie. Grausige Geschichten wurden in ihr wach, Geschichten von räuberischen oder gar noch schlimmeren verbrecherischen Überfällen auf wehrlose Frauen oder Geschichten von Lustmorden, von denen die Zeitung oft genug berichten mußte. Vielleicht war es gut, wenn sie die Polizei auf diesen seltsamen Fremdling aufmerksam machte, ehe es zu spät war.

Im Bureau aber wurden ihre Gedanken von diesem Gegenstande abgelenkt. Eine merkwürdige Aufregung herrschte, und die Kolleginnen kamen ihr förmlich entgegengeköpft:

„Wissen Sie schon, Fräulein Bendler, es gibt Krieg!“

Grete Bendler starrte sie mit offenem Munde an:

„Krieg? . . .“ sagte sie ungläubig und erschrocken.

„Mit wem denn?“

„Also Sie wissen es wirklich noch nicht? — Na, mit Rußland doch! Wegen der Serben!“

„Mit Rußland —“ ein jähes Entsetzen schnürte ihr die Kehle zu.

„Gewiß. Und Ihr Bräutigam soll nur zusehen, daß er noch herauskommt. Ich habe heute schon gesehen, wie das Publikum einen Russen festgenommen hat. Was er gemacht hat, weiß ich nicht. Ein Spion soll's gewesen sein.“

Vor Gretes Augen begann das Zimmer zu tanzen; sie mußte sich schwer auf eine Stuhllehne stützen. Krieg mit Rußland! . . . Gott, o Gott, wenn man auch Sergei faßte, vielleicht schon gefaßt hatte . . . Wenn er garnicht mehr nach Petersburg gekommen war . . . Vielleicht faß er irgendwo gefangen und konnte ihr nicht schreiben . . . Und sie wagte an ihm zu zweifeln! . . . Vielleicht aber auch war viel Ärgeres geschehen, vielleicht war er schon tot, erschossen . . .

Mit einem Wehlaut sank sie zusammen, und die Sinne schwanden ihr.

* * *

Was Grete Bendler so erfahren hatte, war Wahrheit geworden, furchtbare, grausame Wahrheit: Deutschland lag mit Rußland im Krieg! Russische Übergriffe hatten das deutsche Volk gezwungen, einmütig die Waffen zu erheben. Es herrschte Krieg. Von den Grenzen kamen täglich Meldungen von Kosakenüberfällen und Grausamkeiten. Und noch mehr schwirrten unheimliche Gerüchte durch die Stadt. Eine vernichtende, hinterlistige, furchtbare Waffe hatte der Feind ins Land geschickt — die ersten Spione waren abgefangen worden. Oft noch blutjunge, verzweifelt tollkühne russische Studenten waren es und Abenteurer, die nichts mehr zu verlieren hatten. Auf die Brücken, über die die Militärzüge gingen, sollten sie es abgesehen haben. Mit Dynamit und anderen heimtückischen Explosivstoffen sollten sie versucht haben, dem Aufmarsch der deutschen Truppen Hindernisse in den Weg zu legen. Alle Tage brachten die Zeitungen solche Nachrichten aus allen Teilen des Reiches, und mit eburner, furchtbarer Kürze gaben sie das standrechtliche Urteil bekannt, das an diesen fremdländischen Verbrechern vollzogen worden war.

In den ersten Tagen durchforschte Grete Bendler mit fieberhafter Erregung die Spalten der Zeitungen auf solche Nachrichten hin. Sie suchte nach dem Namen ihres Verlobten. Aber so wenig sie jemals überhaupt einen Namen fand, so wenig war sie imstande, von Sergei Barinkoff eine Spur zu entdecken.

Die allgemeine Kriegserregung, die durch die Bekanntmachung des Kriegszustandes auch mit Frankreich und England auf den Siedepunkt getrieben wurde, ließ sie schließlich ihr persönliches Leid klein und gering erachten und bisweilen sogar, auf Stunden, wenn sie in dem Strom der begeisterten Menge durch die Straßen der Hauptstadt sich treiben ließ, vergessen. Ja, sie kam endlich so weit, daß sie ihrer Lage mit ruhigem und klarem Auge ins Antlitz sehen konnte. Sie gab sich keinen Illusionen mehr hin. Der vaterländische Gedanke, der wie eine Opferflamme in allen deutschen Herzen emporgeleodert war, riß auch sie, ihr ganzes Denken und ihr ganzes Wesen in seinen hohen, heiligen Bann, und sie wurde sich klar darüber, allerdings erst nach schweren Tagen und noch schwereren Nächten des Kampfes mit den Gefühlen in der eigenen Brust, daß sie nach dem Kriege mit Rußland, mochte er nun für Deutschland glücklich oder unglücklich verlaufen, nie und nimmer einem russischen Manne folgen durfte, wofür sie sich ihres Unrechtes, ein deutsches Mädchen zu sein, nicht begeben wollte.

So wanderte sie mit heißpochendem, deutschem Herzen in der zahllosen Menge Gleichgestimmter an der Seite der Mutter an einem Spätnachmittag die Linden hinauf dem königlichen Schloß zu, den geliebten Kaiser zu sehen, der mit einem Male den Herzen seiner Berliner so nahe gerückt war.

Plötzlich stutzte sie. Dicht vor ihr, kaum drei Schritte von ihr entfernt, ging wieder jener alte Mann mit der jugendstraffen Figur, der sie vor einigen Tagen in Angst und Schrecken versetzt hatte, und ihr seitdem nie wieder begegnet war. Argwöhnisch beobachtete sie ihn, beobachtete die Art, wie er den Fuß setzte und das eigenartige kräftige Zurückziehen der Schultern — und mit einem Male tauchte es in ihr blühtartig auf: diesen Gang, diese Haltung, diese Figur kannte sie, mußte sie kennen . . . Wenn sie nur einen Blick in sein Gesicht tun könnte . . .

„Verzeih, Mutti, einen Augenblick.“ Sie ließ den Arm der Verdugten fahren und wand sich geschickt durch das Gewühl an dem Manne vorüber.

Und biß sich die Lippen blutig, um nicht laut aufzuschreien:

. . . Sergei . . .

Diesmal trug er keine entstellende Brille und keinen unkenntlich machenden Bart. Ganz deutlich und klar sah sie sein frisches, blondes, junges Gesicht, während er im

leichten Schlenderschritt des Spaziergängers und, ohne sie zu beachten, an ihr vorüber schritt.

Der Menschenstrom flutete weiter und brandete um die Versunkene wie um einen Fels. Die Hand ihrer Mutter entriß sie ihrer Verführtheit:

„Aber Kind, Kind, was ist denn nur? Was hast du? Was war denn? . . .“

Grete Bendler gab keine Antwort. In ihrem Hirn taumelten die Gedanken wild und wirr durcheinander . . . Sergei . . . Sergei Barinkoff . . . er war also noch hier, war noch nicht abgereist . . . Was wollte er noch hier? . . . Was hielt ihn hier? . . . Oder — oder was beabsichtigte er? . . .

Da wieder die besorgte Stimme der Mutter:

„Aber Grete, Kind, so rede doch, was hast du nur? . . .“

Sie fuhr auf, blickte wild um sich. Der weiße Panama, der sein junges, so garnicht russisches Gesicht beschattete, schwannte dort hinten schon einige Schritte entfernt in der Menge.

„Entschuldige mich noch einen Augenblick, Mutti. Warte hier. Ich bin gleich wieder da.“

Und ehe die Mutter eine Bewegung, sie zurückzuhalten, hatte machen oder ein Wort hätte erwidern können, war das junge Mädchen von neuem in dem Strom der Menschen untergetaucht.

Ein paar Augenblicke später gab es einen kleinen Aufstand, eine Bewegung in der Menge: ein junges Mädchen stand hochaufgerichtet vor einem jungen Mann:

„Guten Tag, Sergei Barinkoff. Was treiben Sie noch hier?“

Der Angeredete zuckte zusammen, machte Miene, in den Menschenmassen zu verschwinden — ein paar Schutzleute faßten zu; widerstandslos ließ sich der junge Mann abführen.

Nur wenige Menschen hatten von dem schnellen und unauffälligen Ereignis etwas bemerkt. Die kleine Stauung löste sich, der Menschenstrom flutete weiter, dem Schlosse des deutschen Kaisers zu. —

Als Grete Bendler endlich auf schwachen, todmüden Knien ihr Heim erreicht hatte, sank sie ihrer Mutter in die Arme und weinte herzzerbrechend: sie hatte dem Vaterlande ihr Opfer gebracht.

